Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 568. **Sonnabend** den 7. November 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. November.

Daß die Enthüllungen der „Hamb. Nachr." die Beziehungen der jetzt die Zügel der deutschen Politik führenden Staatsmänner zu den Regierungen der übrigen europäischen Staaten — Frankreich und England eingeschlossen — nicht im Mindesten verschlechtert haben, ist eine Thatsache, die selbst die verbissensten Gegner des Fürsten Bismarck nicht mehr zu leugnen wagen dürfen; denn in den Chor der officiösen auswärtigen Stimmen, der noch dem Enthüller des im Jahre 1884 zwischen Deutschland und Rußland abgeschlossenen Assecuranz-Abkommens grollt, mischt sich nicht eine, die diesen Groll auf den Fürsten Hohenlohe überträgt. Daß durch die Enthüllungen dem deutschen Volke ein Nachtheil im Innern entstanden sei, das zu behaupten, hat gleichfalls keiner dieser Gegner mehr den Muth; denn es liegt zu klar auf der Hand, daß es besser für uns ist, wenn wir wissen, daß wir im Falle eines französischen Angriffs eine wohlwollende Neutralität Rußlands nicht mehr zu fordern haben, als wenn wir darüber im Ungewissen uns befinden. Daß endlich Fürst Bismarck kein Staatsgeheimniß preisgegeben hat, das ihm als solches bekannt geworden war, ist seinen Feinden allmälig ebenfalls klar geworden. Sie weisen selbst darauf hin, daß er das „Geheimniß" der Nichterneuerung jenes Abkommens nur von einem der damals die Verhandlungen führenden Diplomaten erfahren haben kann. Mag nun sein Gewährsmann ein Deutscher oder ein Russe gewesen sein, jedenfalls hat er nicht hinzugefügt, daß er ein streng zu wahrendes Staatsgeheimniß wider seine Amtspflicht ausplaudere. Und wurde dem Fürsten die Mittheilung über das Scheitern der Erneuerungsverhandlungen nicht als streng zu wahrendes Staatsgeheimniß anvertraut, so mußte der Fürst annehmen, daß die Staatsmänner, die das Assecuranz-Abkommen fallen ließen und dieses Fallenlassen zur Kenntniß des Vaters des Abkommens gelangen ließen, auch keinen Werth mehr auf die Geheimhaltung des Abkommens selbst legten, über das übrigens schon im Jahre 1884 der Londoner „Standard", jedenfalls auf Grund russischer Eröffnungen, Mittheilungen gemacht hatte. Wessen nun aber die Bismarckhetzer, daß der Fürst mit seinen Enthüllungen weder die Beziehungen der jetzigen Lenker der deutschen Politik zu den auswärtigen Regierungen verschlechtert, noch dem deutschen Volke eine ihm schädliche Mittheilung gemacht, noch endlich ein ihm als solches anvertrautes Staatsgeheimniß verrathen hat, so drängt sich gebieterisch die Frage auf, welchen Zweck die wüste Bismarckhetze verfolgt, die in Folge der Enthüllungen in Scene gesetzt wird. Der „Schwäb. Merk." beantwortet sich die Frage folgendermaßen:

„Den heißen Rachedurst zu stillen, ist natürlich Allen, die jene Hetze vollführen, eine Wonne, aber es ist doch nur für die Wenigsten der einzige oder auch nur der hauptsächlichste Zweck; höchstens der demokratische oder freisinnige Politiker ist damit zufrieden. Worauf es den Socialdemokraten ankommt, braucht kaum erst gesagt zu werden. Den Begründer des deutschen Reichs, den erfolgreichen Beseitiger der monarchischen Staatsanschauung, den scharfblickenden und unerschrockenen Vertheidiger der bestehenden Gesellschaftsordnung ungestraft in den niedrigsten Ausdrücken beschimpfen zu können, das ist sicherlich eine ungleich wirksamere Handhabe zur Untergrabung und Auflösung des Staatsgefüges, als alle die abgedroschenen Marxistischen Declamationen zusammengenommen. Was auf diese Weise erreicht wird, kann erst die Zukunft lehren. Von unmittelbarer politischer Bedeutung aber ist der Plan der Centrumspolitiker. Sie glauben den Zeitpunkt gekommen, mit dem ganzen „Bismarck'schen Regierungssystem" den „Kehraus" machen zu können. An Stelle der „Unterdrückungspolitik" des ersten Reichskanzlers soll eine andere treten, welche alle Deutschen zu einem „einigen Volk von Brüdern" macht, die „in seiner Noth sich trennen und Gefahr". Man könnte auf den ersten Blick einigermaßen zweifelhaft sein, was unter dem Bismarck'schen Regierungssystem, das jetzt mit Stumpf und Stil ausgerottet werden soll, zu verstehen sei. Seit dem Sturze des ersten Kanzlers sind 6½ Jahre vergangen, Graf Caprivi steht nicht in dem Rufe, die Regierungsweise seines Vorgängers ängstlich nachgeahmt zu haben, und Fürst Hohenlohe weiterum geht auch seine eigenen Wege. Welches ist das „Bismarckische" an den heutigen Zuständen, wogegen das Centrum zu Felde zieht? Nichts Anderes, als daß sie noch immer nicht in allen Punkten auf den Ton des ultramontanen Instruments gestimmt sind. Z. B. die Polenpolitik! Warum hat sich die Regierung nicht längst von jenem Geiste losgesagt, der die Polen mit Mißtrauen beobachtet und sie dadurch, ganz gegen ihre loyalen Absichten, zu einer nationalen Opposition herausfordert? Hätte man den Rath des Centrums befolgt, so herrschte in unseren polnischen Landestheilen tiefer Friede. Es ist ja so ungeheuer einfach, dort Wandel zu schaffen. Man braucht nur an Stelle der deutschen Verwaltungsbeamten polnische zu setzen, und Alles ist in Ordnung! Nach demselben Recept ist der ewige Frieden mit dem Centrum oder mit der von demselben vertretenen Hierarchie im Handumdrehen zu haben, sobald der Staat endlich ein Einsehen hat und alle ultramontanen Forderungen als berechtigt anerkennt. Geschieht dies, dann ist der letzte Rest des Bismarck'schen Regierungssystems verschwunden, und das „einige Volk von Brüdern" fertig. Das ungefähr ist das Leitmotiv, welches heute, wenn auch unter allerlei Weiwerk, noch mehr oder weniger vernehmbar, aus dem ganzen klerikalen Perkonchester herausklingt. Aber haben wir das hohe Lied von der auf den Trümmern der Aera Bismarck hereinbrechenden neuen Zeit vor 6½ Jahren nicht schon einmal gehört? Ja, es will uns scheinen, als hätte damals, in den wonnigen Frühlingstagen von 1890, der hoffnungsfrohe Sang noch viel zuversichtlicher geklungen. Und was geschah, als man an die Verwirklichung der schönen Träume ging? Die preußische Volksschulvorlage, die recht eigentlich ersonnen war, um das Centrum zu befriedigen, mußte aufgegeben werden, weil sich herausstellte, daß ihre Annahme den Feuerbrand in die Nation geschleudert und der Regierung diejenigen Volkstheile, auf deren opferfreudige Mitwirkung die ganze moderne Staatsentwicklung gefußt ist, entfremden würde. Und wie wenig die andauernde Mißstimmung dieser Volkstheile entkräftet werden konnte, das sollte die Regierung alsbald bei der Heeresfrage von 1893 klar werden. Es ist kein Geheimniß, daß Graf Caprivi auf die Zustimmung des Centrums zu derselben gerechnet hatte. Im entscheidenden Augenblicke aber erklärte Dr. Lieber, daß die Einigkeit des Centrums für Deutschland von größerem Werthe sei, als das Zustandekommen der Militärvorlage, und das Centrum stimmte gegen dieselbe. So verjagt die ultramontane Partei das „in keiner Noth sich trennen und Gefahr". Man wird doch nicht umhin können, sich dieser Vorgänge zu erinnern, ehe man sich daran macht, Arm in Arm mit dem Centrum das „Volk von Brüdern" herzustellen. Dem Centrum ist der Kamm in dieser letzten Zeit gewaltig geschwollen, seine Presse geberdet sich, als sei ihm die Regierung auf Gnade und Ungnade in die Hand gegeben. Der Uebermuth geht so weit, daß man dem Kaiser mit Bezugnahme auf sein bekanntes Entrüstungstelegramm über die Verlesung der Bismarckbrung zu verstehen giebt, er werde dem Centrum nunmehr wohl noch nachträglich Complimente für den 13. März 1895 machen. Ob derartige Zudringlichkeiten den Einfluß des Centrums zu fördern geeignet sind, ist hier nicht zu entscheiden. Es genügt, gezeigt zu haben, wie man die durch den Zwischenfall der „Enthüllungen" geschaffene Lage für die Befestigung der Herrschaft der Ultramontanen in Deutschland auszunutzen gedenkt."

Vielleicht geht selbst der „Köln. Ztg.", trotz der unheilbaren Blindheit, mit der sie jetzt geschlagen zu sein scheint, noch ein Licht darüber auf, wessen Geschäfte sie mit ihren bald klobigen, bald winselnden Angriffen auf den „Enthüller" besorgen hilft. Einstweilen darf sie die Nase noch höher heben in dem stolzen Bewußtsein, in treuer Bundesgenossenschaft mit Social- und ordinären Demokraten, Ultramontanen und Polen das Ansehen Deutschlands im Auslande schwer geschädigt zu haben, besonders in der Schweiz, wo die „N. Zür. Ztg." mit berechtigtem Abscheu folgende Bemerkungen eines deutschen Blattes abdruckt:

„Bismarck hat kein physisches Recht auf ein seelen- und geistesfrisches Alter, wie Gladstone und Moltke. Körper und Nerven sind zermorscht unter den tückischen Einflüssen eines unregelmäßigen und unhygienischen Lebens, so daß es natürlicher und gerechter ist, die Bedingung für solche Unbegreiflichkeiten, wie die letzte Enthüllung, in seinem greisenhaft verfallenen Gehirn, als in ständigen moralischen Verversitäten zu suchen."

Es wäre Schade, so bemerkt das schweizerische Blatt dazu, wenn solche Dinge nicht die allerweiteste Verbreitung fänden. „Sie sind — für Deutschland — ein Zeichen der Zeit, wie es schrecklicher nicht gedacht werden kann."

In zwei hessischen Wahlkreisen, in **Gießen** und in **Mainz-Oppenheim**, haben vorgestern Reichstagsersatzwahlen stattgefunden. Gießen war, wie bekannt, durch den Antisemiten Rödler, Mainz durch den Socialdemokraten Joest vertreten. In beiden Wahlkreisen entschied erst die Stichwahl; auch diesmal wird eine solche hier wie dort über den Besitz des Mandats zu entscheiden haben. Wie schon bei den Wahlen des Jahres 1893 sich zeigte, haben beide Wahlkreise mit einander gemein, daß infolge einer beispiellosen Unterwühlung die Gegenlage auf das Schroffste zugespitzt sind und somit die Agitation, welche mit den größten Mitteln operirt, auch die besten Aussichten auf den Erfolg hat. Und hierin hat sich seither offenbar nichts gebessert. In Gießen wurden 1893 im ersten Wahlgang 4300 nationalliberale, 5606 antisemitische und 1883 freisinnige Stimmen abgegeben. In der Stichwahl gaben dann 2852 Socialdemokraten dem Antisemiten das Mandat. Die abschließenden Zahlen über den Ausgang des diesmaligen Wahlgangs liegen noch nicht soweit vor, um sie zuverlässig dem Ergebniß von 1893 gegenüber zu stellen. In Mainz-Oppenheim waren im Jahre 1893 8965 Stimmen auf den Socialdemokraten gefallen, 5269 auf den Nationalliberalen, der somit nur rund um 100 Stimmen dem Centrumscandidaten voraus gekommen war. Dazu brachte die Süddeutsche Volkspartei 2000 Stimmen auf. Bei der Stichwahl blieben 3000 Volksparteiler und Centrumswähler zu Hause. So siegte denn mit 10 684 Stimmen „Genosse" Joest, Dank seiner „persönlichen Beliebtheit", über den nationalliberalen Candidaten, der 8199 Stimmen erhielt. 35 Proc. der Wähler hatten damals ihre Wahlpflicht gröblich vernachlässigt. Diesmal ist die Mißachtung der Wahlpflicht noch größer gewesen. Nach den bisherigen Mittheilungen — die abschließenden und amtlichen Zahlen liegen uns auch hier noch nicht vor, — haben sich bei dem diesmaligen Wahlgange noch weniger Wähler betheiligt, als 1893 bei der Stichwahl. Von mehr als 30 000 Wahlberechtigten haben mindestens 12 000 keinen Wahlzettel abgegeben. Der Centrumscandidat, Rechtsanwalt Schmitt, wird mit dem Socialdemokraten Dr. David in die Stichwahl kommen. Die Entscheidung steht bei den Nationalliberalen. Da sie dem Socialdemokraten gegenüber schwerlich das Beispiel des Centrums vom Jahre 1893 nachahmen werden, wird Mainz für den Rest der Session voraussichtlich im Reichstage nicht socialdemokratisch vertreten sein.

Die Spaltung in der liberalen Partei **Oesterreichs** ist nunmehr vollzogene Thatsache. Wir erhalten folgende Meldung:

* **Wien**, 6. November. Nach einem ausgegebenen Communiqué versammelte sich heute Abend eine Reihe von Mitgliedern der Vereinigten deutschen Linken und beschloß, aus dem Club der deutschen Linken auszutreten. 25 deutschböhmische und 2 mährische Abgeordnete sind darauf ausgetreten. Außerdem haben 2 kärnthnerische Abgeordnete ihren Austritt aus der Partei schriftlich angezeigt. Die Versammelten beschlossen sodann, einen freien Verband unter der Führung des Abgeordneten Dr. Friedrich Nitsche zu bilden.

Vorbereitet war der Austritt schon geraume Zeit, da man in Deutschböhmen erkannt hatte, daß der österreichische Liberalismus abgewirthschaftet hat. Zuletzt waren die Führer fast von aller Gefolgschaft verlassen. Der Grund der Fahnenflucht der Bevölkerung liegt auf der Hand. Seit Jahren ist die liberale Partei nur noch dem Namen nach liberal gewesen, im Wiener Gemeinderath sowohl wie im Landtag und im Reichsrath. Als in Oesterreich immer reactionärer regiert wurde, hatte es die liberale Partei, die in der Regierung verwöhnt war, längst verlernt, in die Opposition zu gehen. Die Wählerschaft, die allmählich unzufrieden wurde, suchte man anfangs mit hochtrabenden Phrasen abzuspeisen, und als dies nicht mehr ging, suchte die Partei sich zu häuten, indem sie sich energisch klingende Namen wie „Fortschrittspartei" gab und mit dem alten Material Neubildungen versuchte. Auch dies half schließlich nichts, und jetzt herrscht im deutsch-liberalen Lager die helle Auflösung. Es ist sogar soweit gekommen, daß, wie der „Frankf. Ztg." mitgetheilt wird, in Wien-Leopoldstadt jüdische Wähler, der liberalen Partei überdrüssig geworden, sich entweder der Stimmabgabe enthielten oder für den Antisemiten stimmten. Deutlich ist der Hauptriß erkennbar, der die deutsch-liberale Partei in zwei Theile schneidet, in eine Hälfte des Bürgerthums und der Industrie und in eine Hälfte der Großgrundbesitzer, welche immer erkennbarer die Geschäfte der Klericalen und der Antiliberalen besorgen. Die Letzteren sind das Verdienst der liberalen Partei gewesen; ihnen und der angeblichen Einigkeit zu Liebe hat man stets nachgegeben und die Verwirklichung des liberalen Parteiprogramms auf bessere Zeiten verschoben. Nie wollten diese besseren Zeiten kommen, und so benutzten die deutsch-böhmischen Abgeordneten, die beiden bekannten Reden des Ministerpräsidenten Badeni, in welchen dieser den nationalen Streit im Lande der Wenzelskrone als etwas höchst Ueberflüssiges bezeichnete, das durch gegenseitiges Nachgeben so bald als möglich aus der Welt zu schaffen sei, als Anlaß, ihren Austritt aus dem Club der Linken zu erklären, nachdem sie bereits im Gegensatz zu dem Gros der übrigen Mitglieder beschlossen hatten, das Budget zu verweigern. Daß die Secession noch nicht abgeschlossen ist, scheint sich daraus zu ergeben, daß dieselbe über das deutsch-böhmische Gebiet übergegriffen und sich bereits auf Kärnthen erstreckt hat. Ein mannhafter Artikel der gestern erschienenen Prager „Bohemia" kündigt an, daß ihre Abgeordneten entschlossen sind, die bekannten Grundsätze der Deutschböhmen mit rücksichtsloser Thatkraft nach oben und unten zu vertreten und, falls sie in diesem Bestreben bei der Regierung auf Widerstand treffen sollten, in die schärfste

---

Feuilleton.

Hans Jürgen.

8]

Roman von Hedda v. Schmid.

Nachdruck verboten.

Wie er nun vor ihr stand an ihrer Beider Hochzeitstag und sie ihm in ihrem Brautgewand, in Kranz und Schleier, doppelt so reizend erschien wie sonst, da gelobte er sich wiederum, sie hoch und theuer zu halten als sein kostbarstes Kleinod.

Der Polterabend war großartig gefeiert worden, zur Trauung war ebenfalls eine stattliche Anzahl Gäste geladen worden.

Vor der Rampe des Hauses hielt das nagelneue Coupé Hans Jürgen's, welches ihn und Margaret in die unweit gelegene Kirchspielskirche bringen sollte.

Letztere lag ungemein malerisch auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von alten Rüstern und Kastanien, welche die Gräber des kleinen Friedhofes beschatteten.

Eine verwitterte Grabcapelle, deren Thür vor Kurzem vermauert worden, da die Sargnischen sich alle gefüllt, lag seitwärts an der Kirchhofsmauer. An die Kirchenwand lehnte sich ein grauer alterthümlicher Grabstein mit kaum noch zu entzifferender Inschrift:

Anno 1674
den 17. Novembris ist Rassomehs
Hans von Lommerd
gestorben.

Der letzte seines Stammes ist es, der an dem Grabstein seines Ahnen vorüber heute seine junge Braut in das Gotteshaus zur Trauung führt.

Volle Orgelaccorde schallten dem Brautpaar entgegen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan", erklingt der Choral und über Herbstblumen und grüne Reiser schreitet Margaret Hohenort am Arme des stattlichen, aller Augen auf sich ziehenden Mannes zum Altar.

Letzterer ist mit Blumengewinden und hohen blühenden Topfgewächsen reich decorirt. Von Pfeiler zu Pfeiler ziehen sich Guirlanden, und gar seltsam sticht der sonnige Schmuck von den düsteren Wappenschildern ab, welche an den Wänden der alten Kirche hängen.

Dort, neben dem Altar, sieht man die Wappen der Hohenort und der Lommerd und über ihnen hängt ein Schild, das keinen Träger mehr unter den Lebenden zählt, es ist das Wappen derer von Silberharnisch.

Die Kirche ist mit außerordentlich viel Hochzeitsgästen gefüllt, auf dem Friedhof drängt sich das Landvolk, für welches eine herrschaftliche Hochzeit eine so große Begebenheit ist, daß sie noch auf lange Zeit ausgiebigen Gesprächsstoff liefert.

Weiber in den hohen landesüblichen Mützen heben kleine Kinder empor, damit diese die schönen Kleider der Herrschaften auch bewundern können.

Auf der Straße vor dem Kirchhofsthor halten in langer Reihe die mit meist edlen, in blitzendem Geschirr prangenden Pferden bespannten Equipagen der Hochzeitsgäste.

Die Gutsbesitzer in Ostland haben fast durchweg schöne Equipagen und halten etwas darauf, daß ihr Stall stets gut im Stande sei.

„Sahst Du", flüstert ein Bauernweib seiner Nachbarin zu, „wie der Wagen unseres gnädigen Herrn vorkam, fuhr der Jahn an der Kirchhofspforte vorbei, und das Fräulein, das heute unsere gnädige Frau wird, mußte ein paar Schritte zurückgehen, um auf den Teppich zu treten, der bis zur Kirchenthür gebreitet ist. Das ist ein böses Vorzeichen, wenn der Wagen, der die Braut zur Trauung führt, nicht ganz vor der Kirchenthüre anhält."

Drinnen in der Kirche spricht der Prediger den Segen über die Neuvermählten und dann setzt die Orgel wieder ein.

Der Chorgesang klingt ziemlich voll, aber, alle anderen Stimmen übertönend, schwingt sich eine glockenhelle reine Menschenstimme empor.

Vom Chor herab erschallt sie, und viele Blicke wenden sich dorthin, um hinter der Brüstung die weißgekleidete Gestalt eines kindlichen Mädchens zu bemerken, welches mit noch ungeschulter, aber unbeschreiblich klangvoller Stimme singt.

„Wer ist die Kleine? Wie mag sie hierher kommen?" hörte man fragend flüstern, aber Niemand vermochte rechte Auskunft darüber zu geben. Margaret schritt mit von Thränen schimmernden Augen, fest auf Hans Jürgen's Arm gestützt, aus der Kirche. Die heilige Handlung hatte sie tief ergriffen, ihre zarte Gestalt erschauerte leicht, als der herbstliche Luftzug sie umfing. Besorglich hüllte Hans Jürgen seine junge Frau in den weißen Plüschumwurf mit Federbesatz, einen Moment lang stand das neuvermählte Paar neben der vom Orgelchor herabführenden Treppe, hinter sich die nachströmende Fluth der Gäste, vor sich die gaffende Volksmenge, da entglitt, während sie ihren Schleier emporraffte, das kostbare Spitzentaschentuch Margaret's Hand, sie und Hans Jürgen bemerkten es nicht, da griff eine schmale, gebräunte Hand nach dem feinen Gewebe und, schüchtern vortretend, bot ein schmächtiges hochaufgeschossenes Mädchen, das noch auf der Grenze des Kindesalters stand, der jungen Frau das Verlorene. Margaret nickte freundlichen Dank, Hans Jürgen's Blick streifte nur flüchtig das fremde Mädchen, welches bescheiden wieder zurücktrat.

Hans Jürgen's Coupé stand bereit, er hob seine reizende Frau hinein, folgte nach, der Diener schloß die Thür und dahin stoben die feurigen Schimmel, das junge Paar einem sonnigen, ungetrübten Glück entgegentragend.

Ein Wagen folgte nun dem andern, die staunenden Bauern sahen Seidenschleppen vorüberrauschen, Brillanten blitzen und Orden schimmern, dann verhallte das Räderrollen der letzten davonsausenden Equipagen, der Küster verlöschte die Kerzen auf dem Kronleuchter und dem Altar. Laut hallte der schlürfende Schritt des Alten durch das leere Kirchenschiff, durch welches süßer Blumenduft zog, der die alten Wappenschilder, welche so ernst und düster herabschauten, umschmeichelte.

Draußen auf dem Friedhof war es ebenfalls einsam geworden, nur der Wind fegte gelbe, halb zusammengerollte Blätter zwischen den Gräbern dahin.

Um den alten Grabstein neben der Kirche schlang sich eine Ackerbeerranke — leise schwankte sie hin und her, da wurde sie plötzlich bei Seite geschoben, zwei weiße Aeste fielen auf den Stein nieder und eine wundersam weiche Stimme flüsterte: „Deiner hat heut Niemand gedacht, du grauer verwitterter Stein, drüben die stolzen, weißen Marmorkreuze, auf denen in goldenen Lettern ebenfalls der Name Lommerd leuchtet, hat man verschwenderisch mit Blumen geschmückt, weil der Erbe des Namens heute seine Hochzeit feiert."

Sinnend blickte das schlanke, weißgekleidete Mädchen auf den schmucklosen Stein herniedet. Ob der Ritter, der hier unter der Steinplatte den letzten Schlaf schlief, wohl ebenso stolz dahergeschritten war und ebenso kühn geblickt hatte wie sein Nachkomme, in dessen Hause jetzt ein Licht nach dem andern aufblitzte, wo man bereit war, die schöne junge Herrin zu empfangen.

Der kurze Septembertag neigte sich seinem Ende entgegen; zu dem einsamen Mädchen auf dem Friedhof schallten die gestimmten Heerdenglocken vom nahen Gut Salisfer herüber und dort links lag, in ebenfalls nicht allzu weiter Entfernung, Schloß Lommerdshoff. Hell und festlich schimmerte das stattliche Gutshaus zwischen den schon ziemlich entlaubten Baumgruppen hervor.

Der Küster ging mit etwas erstauntem Gruß an der Träumerin am Stein vorüber, da fuhr auch letztere aus ihrem Sinnen empor und verließ langsam den Kirchhof, den ausgetretenen Fußpfad, der über einen Heuschlag nach Salisfer führte, einschlagend.

* * *

„Kennst Du das Dreschen — ich nenne es eine Lotterei. Du weißt, ich bin kein Herr, der aus dem Fenster wirthschaftet, ich sehe Euch Allen auf die Finger, und wer bei mir dienen will, der muß arbeiten. Daß ich meine Leute gut halte, das weiß ein Jeder, aber daß ich von Euch, Spitzbuben, auch pünktliche Arbeit verlange, das wißt Ihr ebenfalls. Wenn Ihr das Feuer in der Locomobile ausgehen laßt und dasteht und gafft, weil ein Hochzeitszug auf der Landstraße vorüberfährt und dann darüber schwatzt, als wäret Ihr in Lear auf dem Jahrmarkt, so können keine achtzig Fuder Roggen heute gedroschen werden, und soviel leistet die Dreschmaschine, wenn sie ordentlich bedient wird."

Diese grollenden Worte kamen aus dem Munde eines alten, aber noch strammen rüstigen Herrn, der in Lederjacke und hohen Stulpstiefeln, seinen grauen Schnauzbart ingrimmig zwirbelnd, vor der großen, fast ganz mit Roggen gefüllten Kornscheune herumstampfte.

Wenn Herr von Beverdorff auf Salisfer seine Wirthschaft inspicirte — und das that er vom Morgen bis zum Abend — so hörte man seine kräftige Stimme ununterbrochen in grollenden Lauten, doch seine Leute liebten ihn trotz seiner Strenge. Er verlangte Pünctlichkeit und eisernen Fleiß bei der Arbeit, aber er sorgte für seine Hofsleute auch wie ein gerechter und wohlthätiger Gutsherr. In Salisfer herrschte eine Musterwirthschaft dessenungeachtet, daß Herr v. Beverdorff eine tief eingewurzelte Abneigung gegen alle landwirthschaftlichen Neuerungen besaß. Er verhielt sich mißtrauisch allen neuerfundenen Maschinen gegenüber, erst nach langer Prüfung und Ueberlegung verstand er sich zu dem Ankauf einer Novität.

In der Nachbarschaft spottete man vielfach laut über seine veralteten Begriffe von Landwirthschaft und ärgerte sich im Stillen über die reichen Erträge, welche der alte Sonderling aus seinem Boden erzielte.

SLUB
Wir führen Wissen.